

In der Gewalt der Archive

Durs Grünbein

1

Eines Tages taucht man in die Archive ab. Woher rührt dieser Trieb, in den Archiven nach etwas zu suchen, das man in der gemeinsamen Sphäre der Zeitgenossen nie finden würde? Als hätte sich ein Schlüssel verloren, der Schlüssel zu einem Leben, der nur dort noch zu finden ist. Dieses eine Dokument, das von allen bisher übersehen wurde, die unbekannte Briefstelle, der vergessene Zettel, der Glücksfund – sie sind das Indiz, auf das der Spurensucher es abgesehen hat. Menschen, die in Archiven graben (fast hätte ich gesagt wühlen), sind wie Detektive an der Lösung noch ungeklärter Fälle interessiert. Sie wissen genau, wo sie suchen müssen und nähern sich dem Fundstück – einer versteckten Korrespondenz, dem nie zuvor so gründlich untersuchten Manuskript – mit dem Instinkt des Kenners, der weiß: da ist etwas zu finden. Der innere Geigerzähler des Forschers ist immer angeschaltet, er gibt Laut, sobald der Eingeweihte auf eine radioaktive Stelle stößt – es kann eine Zeile sein, ein Briefkopf, eine zufällige Notiz auf der Rückseite eines Blattes, ein loser Zettel, der Perspektiven eröffnet auf das Werk seines Autors. Die Rede ist von den Schriftstellernachlässen, neuerdings auch Vorlässen, von abgelegten und archivierten Papieren, auch Objekten und Bildern, von den als bedeutsam eingestuften Personen: Dichter, Philosophen, Wissenschaftler, Kronzeugen der Zeitgeschichte.

Nicht wenige Archive sind unterirdisch angelegt, das haben sie mit den Bunkern gemein, den Weinkellern, Waffenlagern, Schutzräumen aller Art, die aus Gründen der Zweckmäßigkeit unter die Erde verbracht werden. Auch die berühmteste Endlagerstätte deutschsprachiger Literatur, das Deutsche Literaturarchiv Marbach, ist mit seinen Beständen zu großen Teilen unter die Erde versenkt worden, in die Tiefen eines Hügels, der bezeichnenderweise die Schillerhöhe heißt, in eine Erhebung oberhalb des Neckartals, einen sogenannten Prellhang, wie die Geographen sagen. Ob es ein Zufall ist, daß man sich beim Gang zu den Müttern (nach Goethes Formel), den Vätern (nach den von der Antike geprägten Ideen deutscher Klassiker inklusive Schiller) hinab in unterirdische Räume begeben muß? Man läßt sich die Hinterlassenschaften der Dichter, ihre Originalhandschriften, aus den Tiefen heraufbringen, und es scheint einem ganz natürlich so. Nicht nur die Toten werden nach alter Tradition eingegraben, auch die Zeugnisse der Kulturvertreter, um sie für die Nachwelt zu sichern.

Und eines Tages landet man, zum eigenen Erstaunen, selbst im Archiv. Zumindest

einige von uns, und es graben dann jene nach ihnen, die suchen, was sie in der Sphäre der Zeitgenossen nie finden würden. **Archive sind Orte, wo die Lebenden den Toten begegnen.** Magische Orte, man kann dort, in den Momenten intensiver Lektüre, auf die Seite der Toten hinüberwechseln – auch mir ist es so ergangen. Mehrmals bin ich in Marbach zu Lesungen aufgetreten, zur Präsentation neuer und älterer Texte, einmal hielt ich auch einen Vortrag, über Rainer Maria Rilke und seine Rußlandliebe, anlässlich einer Ausstellung zum selben Thema. Da hatte das Archiv mich längst in seine Tiefen gezogen. Man hatte mir angeboten, wie das jetzt immer öfter üblich war, den Vorlaß des Autors anzukaufen, sein Material also noch zu Lebzeiten zu sichern. Das Angebot war schwer auszuschlagen, auch ein Mäzen fand sich, ein schwäbischer Unternehmer, der die Transaktion mitfinanzierte. Aufregend war, was sich daraus ergab. Dieselben Archivmitarbeiter, die mich in meiner Berliner Wohnung besuchten, um die Zettel und Papiere in Kisten zu verpacken, meine Bibliothek nach verwertbaren Belegexemplaren zu mustern und wie nebenbei auch das Lebensumfeld des quicklebendigen Objekts ihres Begehrens zu studieren, präsentierten mir, als ich wieder einmal den Zentralbunker besuchte, zu meiner Freude und ohne daß ich darum ersucht hatte, einige Originale aus dem Archiv, nur so zur Anschauung. »Was würden Sie denn gern einmal sehen?« Damals war ich noch neu im Totenreich und nannte aufs Geratewohl ein paar Namen: Paul Celan, Gottfried Benn, Erich Kästner, Namen, die mir in der Aufregung als erste einfielen. Es hätten auch andere sein können, aber so läuft es nun einmal, wenn man im Schatzhaus überrumpelt wird und sich schnell entscheiden muß, nach welchen der Juwelen man greifen darf. Und schon, Sesam öffne dich, brachte mir einer der Hüter über die Handschriftenabteilung ein paar grüne Kästen herbei, bat mich, die weißen Handschuhe anzuziehen, die jeder, der die fragilen Kostbarkeiten berühren wollte, tragen mußte und legte mir, wie es gerade kam, ein paar der Originalblätter vor. Es hatte etwas Obszönes, ich könnte nicht sagen, daß ich der Situation gewachsen war. Dafür bist du doch viel zu jung, dachte ich und war auch innerlich ganz woanders, als man mir den heißen Stoff anbot. Maschinenschriftliche Blätter von Paul Celan, mit den energischen xxxx-Auslöschungen des Schreibers, Gottfried Benns Taschenkalender eines Ärzte- und Apothekervereins, Erich Kästners innige Briefe an die geliebte Mutter in Dresden. Die Augen gingen mir über und ich war befangen, jedenfalls nicht in der Stimmung eines Germanisten, wenn er die angeforderten Archivmaterialien entgegennimmt. Eine Schamgrenze war da verletzt worden. Wer war denn ich, Zufallsgast, daß man mir das Allerpersönlichste von Autoren, die ich bis dahin nur aus ihren Büchern kannte, einfach so hinlegte? Der zuständige Kustos, so schien mir damals, überschritt hier eindeutig die Grenzen der Schicklichkeit. Mein Bekannter aber, mittlerweile auch Verwalter meiner eigenen Papiere, sah das ganz anders. Mein Schamgefühl kam ihm eher komisch vor, er ermunterte mich sogar, nach Belieben in den Kästen zu stöbern und ließ mich mit den

Handschriften allein. Was, wenn ich sie zu mir gesteckt, sie befleckt und besudelt hätte? Was wenn ich, in einem Augenblick des Überschwangs, Tränen der Ergriffenheit auf die kostbaren Originale vergossen hätte? Archivare sind wie unauffällige Boten, die zwischen den Welten vermitteln, dachte ich damals. Und so war es: Plötzlich stand er, nachdem ich eine der Kladden, ohne weiter hineinzusehen, geschlossen hatte, wieder vor mir und führte mich wortlos in einen anderen Trakt des Archivs. Dort waren nun die Autorenbibliotheken zu besichtigen, in alphabetischer Ordnung aufgereiht. Eines werde ich nie vergessen: Nicht nur folgte auf den Buchstaben B wie zu erwarten der Buchstabe C, die Bücher verrieten auch mehr über ihre namhaften Benutzer, als ihnen postum lieb sein konnte. Im Fall Gottfried Benns waren es ausnahmslos deutsche Titel (ihr Einfluß auf sein Werk ist mittlerweile gut erforscht, auch darum, weil er selbst nie mit Quellenangaben geizte). Gleich nebenan im Regal mit den Büchern Paul Celans reihten sich dagegen lauter fremdsprachige Ausgaben, russische (Jessenin, Block, Mandelstam, Pasternak), französische (Rimbaud, Apollinaire, Valéry), italienische (Ungaretti), englische (Shakespeare, Emily Dickinson), rumänische, spanische Gedichtbände, außerdem einiges in Hebräisch, all die Werke der Autoren, die er selbst in seiner Übersetzerwerkstatt bearbeitet hatte. Warum erwähne ich das? Weil der peinliche Unterschied offensichtlich war und zum Nachdenken einlud. Hier der medizinisch sachliche (kriegserfahrene) Benn, gefangen in seiner Einsprachigkeit wie nur irgendein Deutscher seiner Herkunft und Generation, und da Celan, der überlebende Jude aus Czernowitz, einer Vielvölkerstadt in der Bukowina, der die Mehrsprachigkeit mit der Muttermilch aufgesaugt hatte. Entsprechend facettenreicher war auch sein Gesamtwerk, in den verschiedenen europäischen Sprachen funkelnd, in puncto Fremdwortgehalt außerhalb jeder Konkurrenz. Und dabei waren beide doch, auf je eigene Weise, Vertreter einer unwiderbringlichen Moderne gewesen. Gern hätte ich unter der Sigle K wie Franz Kafka gestöbert, da wäre ich aber leer ausgegangen. Seine Privatbibliothek steht ausgerechnet in Wuppertal, die Forschungsstelle hat sie in den 80er Jahren von einem Münchner Antiquariat angekauft. An die grünen Kästen mit den Handschriften zum Roman *Der Proceß* und zum Brief an den Vater hätte ich mich nie herangetraut – auch bezweifle ich, daß man mir eine solche Schatzkiste so ohne weiteres geöffnet hätte.

Etwas mutiger bin ich erst später geworden, bei einem weiteren Besuch in Marbach, es ging mittlerweile um eine wirkliche Recherche. Für meine Nachforschungen zu einem Erinnerungsbuch über meinen Herkunftsort, die Gartenstadt Hellerau bei Dresden, rückte ich zum ersten Mal mit einer Wunschliste an. Unter anderem bat ich um den Nachlaß Jakob Hegners, des Gründers der »Hellerauer Druckerei«, einem Schulkameraden von Stefan Zweig. In seinem Verlag wurden, da wo ich aufwuchs, zwischen den Kriegen einige der interessantesten europäischen Autoren vorgestellt, in edlen Ausgaben, meistens in Handsatz, von deren Qualität die Heutigen nur noch

träumen können.

Ich ging im Papierwald so für mich hin und nichts zu suchen, das war mein Sinn. Dabei stieß ich auf die Briefe eines gewissen Friedrich Schnack. Das war ein ganz anderer Fall: expressionistischer Naturlyriker, der 1933 zu den Vorseilenden gehört hatte, einer von denen, die ein Gelöbnis »In treuester Gefolgschaft« zum neuen Reichskanzler Adolf Hitler unterzeichnet hatten (und es später, zumindest manche von ihnen, bereuten). Einerseits Mitschwimmer im Strom des Dritten Reiches, andererseits harmloser Erzähler im Heimatstil, Autor einer Romantrilogie mit dem scheinbar zeitlosen Titel Die drei Lebensalter (Knut Hamsun als Vorbild, der Norweger, der sie alle unterwandert hatte mit seinen Romanen), ein Mann also, der nach dem Krieg auf Sachbücher zum Thema Gartenbau umsattelte (mit den Schmetterlingen, den Wald- und Wiesenkräutern hatte er sich schon während der Nazijahre in seiner Hellerauer Zeit befaßt), später wurde er für Walt Disney zum deutschen Stichwortgeber für einen Dokumentarfilm über die Wunder der Prärie. Eine deutsche Schriftstellerkarriere, oder anders gesagt, einer der typischen Vertreter dessen, was die im Hitlerstaat Verbliebenen, unter den strengen Vorgaben der Reichsschrifttumskammer Publizierenden, nachher die »Innere Emigration« nannten. Was ging mich der Mann überhaupt an? Er interessierte mich nur als eine der vielen Figuren des kulturellen Lebens von damals, als Hellerau eine Art Utopie war vor und zwischen den beiden Weltkriegen, die in Deutschland schließlich alle Utopien vernichteten. Ich erwähne die Episode nur als Beispiel dafür, worauf man als Forscher auf Abwegen in den Archiven so stoßen konnte. Jenen Friedrich Schnack, kein Witz, habe ich erst in Marbach kennengelernt.

2

Wenn Bücher potentielle Urnen sind, die uns, zu Asche geworden, enthalten, wie Joseph Brodsky einst schrieb, dann war hier der Beweis erbracht. Auch dafür, daß man eine Menge Schund lesen muß, um zwischen »gut« und »schlecht« zu unterscheiden. Womit ich nichts über den genannten Autor sagen will, er war nur ein Beispiel, und ich maße mir nicht an, über vergangene (und vergessene) Autoren zu richten. Ich bin ja selbst nur ein transitorisches Phänomen innerhalb der deutschen Literatur, die immer neue Namen und Buchsensationen durch die Gasse ruft.

Von einem Jüngsten Gericht, das bewertet, was bleibt und Bestand haben wird, sind wir Zeitgenossen, mitten im Wirbel der immer neuen Veröffentlichungen, Sklaven des Buchmarktes, weit entfernt. Erst recht heute, da die Literaturwissenschaft immer weiter ausgreift und sich in ihren Forschungsinteressen betont divers orientiert. Der Fächer des insgesamt Bedeutsamen hat sich, im Zuge der Globalisierung, im historisierenden Zirkelschluß sämtlicher Wellen der Kolonisation weit geöffnet. Seit langem ist in den Universitäten der Blick über die Grenzen nationaler Überlieferung Pflicht, und zurecht. Schon die künstlerische Moderne hat uns gelehrt, mit ihren Phantasieexpeditionen in

alle Kontinente, daß da mehr auf jedes einzelne Werk, Gemälde, Roman oder Gedicht, Einfluß nahm als die Kulturpuritaner sich eingestehen konnten. Der Faschismus, in Deutschland der Nationalsozialismus war die letzte Bastion eines Purismus in den Künsten, die alles Fremde, jede befremdliche Ästhetik als »entartet« diffamierte – sie ist zum Glück nun geschleift, und alles kann sich vermischen, jede Melange ist erlaubt und kann ihre Blüten treiben, so auch in der Literatur. Ob Klassikerfreund oder Antiklassiker, Jungautorin mit Hang zur Gaphic-Novel, Lyriker oder Lyrikerin, die alten Formen nacheifern oder noch nie gewesene vorlegen, ob Liedermacher, Songwriter, Popartist in Prosa oder sonst welcher noch nie dagewesener Gattung, es gibt nichts, was nicht sogleich Gegenstand akademischer Bemühungen und jüngster Lehrpläne werden könnte. Die Kanäle sind endgültig offen, die Universitäten sturmreif für jeden Trend, jede saisonale Tendenz. Soweit und sogut, aber dann stieß ich auf einen wie Friedrich Schnack. Was ich mit alldem sagen will: Nicht nur auf Handschriften war ich gestoßen, ich hatte auch Asche aufgewirbelt. In den vielen Stunden Zeit, die ich mir in den Archiven nahm und auch sonst in verschiedenen Bibliotheken verbrachte, in Dresden, Berlin, Princeton, Paris oder Los Angeles, fiel mir immer wieder auf, wie oft die Leser, die dort über die Bücher gebeugt saßen, nießen mußten. Hatschi! Ob auch Walter Benjamin in seinen vielen Stunden in der Bibliothèque nationale bei den Aufzeichnungen zu seinem Passagenwerk manchmal nießen mußte?

Das Geräusch der Bücherwürmer verfolgt mich bis heute.

3

Ist es erlaubt, vom Sinn der Archive zu sprechen? Oder um Friedrich Nietzsche zu paraphrasieren: beim Nutzen und Nachteil der Archive für das Leben. Die Frage ist nicht: Was soll denn aufbewahrt werden? Die Frage ist: Wie definiert ein Archiv sich und was will und was soll es für die Lebenden aller Generationen bereithalten?

Hier scheiden sich nun die Geister, und das nicht nur im Streit um den zu überliefernden Kanon (der jeweiligen Nationalliteratur), sondern neuerdings auch gleichsam tagespolitisch. Frage: Was wird eine Gesellschaft, demokratisch organisiert oder auch nicht, demnächst für bewahrenswert halten? Wofür wird sie die nötigen Gelder aufwenden, was wird sie als staatlichen Schatz aufbewahren mit allen Finanzmitteln, die es dafür braucht? Geht es um »Äternalismus« (ein Wort, das Walter Benjamin wie nebenbei in einer Buchbesprechung gebrauchte, einige Jahre vor seinen Thesen „Über den Begriff der Geschichte“, die ihrerseits Maßstäbe setzten in der Problematisierung von Zeitlichkeit als historischem Sinn) oder geht es immer nur um Vorläufiges, eine Sicherung einstweiliger Bestände und ihrer vom Zerfall bedrohten Papiere? Welches wäre denn eine »künftige Weltbetrachtung«, die jedes Archiv nach seinen eigenen Maßgaben sicherstellt? Ich muß mich, gerade hier in Japan, entschuldigen für das Fragezeichen, ein allzu bequemes Hilfsmittel nicht nur in Zeiten

der Krise und der allgemeinen Desorientierung. Dabei bin ich nicht einmal desorientiert, wirklich nicht. Ich frage mich nur, worum es bei Institutionen, staatlich geförderten, wie es Archive nun einmal sind, eigentlich geht. Wer beauftragt sie und was wollen und sollen sie langfristig bewahren?

Idealerweise ist das Archiv ein Idyll innerhalb einer stets aufgewählten Gesamtkultur. Ein Ort des zeitlich gesicherten Friedens, auch der Einfachheit, was die Ordnung betrifft. Jeder weiß von dem Moment zu berichten, da er die Stecknadel im Heuhaufen fand. Beweis für die Zuverlässigkeit, über jeden Zerfall der Regime hinaus, für einen Ordnungssinn, der noch alle Untergänge der Staaten (trotz der Vernichtung von Dokumenten, gerade auch Schriftstellernachlässen) scheinbar noch funktionierte. Gerade das zwanzigste Jahrhundert aber hält eine andere Erfahrung bereit. Hier sind Archive, nach allem was wir von ihnen erwarten, höchst unzuverlässig und durch und durch löchrig. Sie gleichen, wie architektonisch imposant die Gebäude, in denen sie untergebracht sind, zumindest in Osteuropa nach allem was dort geschehen ist, von außen wie innen einem Schweizer Käse. Die Löchrigkeit, die historisch systembedingte Lückenhaftigkeit ist ihr Wesen. Man kann sich nur wundern, wenn sich da Akten finden und daß es dann doch Bilder und Zeugnisse gibt. Um nur ein Beispiel zu nennen: Solange die Liberalisierung im Einflußbereich der ehemaligen Sowjetunion anhielt, war alles gut. Seit der Systemkonflikt wieder um sich greift (Putin-Rußlands Krieg gegen den Westen), läßt sich für nichts mehr garantieren, erst recht nicht für die Aufarbeitung von Akten der unter Stalin Verfolgten, verschollener Texte, Biographien. Erstaunlich war nur, daß es innerhalb der Ostblockstaaten, die sich nach dem Fall der Mauer dem Zugriff des Molochs entziehen konnten, etwas wie Aufklärung überhaupt gab. Seit der Rückentwicklung, Rückabwicklung, der systematischen Aushöhlung, sogar staatlich betriebenen Sperrung von Erinnerung in neuerdings wieder totalitären Staaten (wie China, der Türkei, jüngstes Beispiel Putins Kriegsrußland, der Fall »Memorial«, einer Menschenrechtsorganisation, die sich mit der Aufarbeitung stalinistischer Gewaltherrschaft, insbesondere dem Gulag-System beschäftigte), gilt der Notruf: Die Archive brennen! Die alarmierende Formel, als überzeitlichen Befund, hatte der französische Philosoph/Kunsthistoriker Georges Didi-Huberman ausgegeben, ein Notruf! »Das Archiv brennt«.

Darin heißt es: »Das Eigentliche des Archivs ist seine Lücke, sein durchlöcherter Wesen.« Durchlöchert deshalb, läßt sich hinzufügen, weil nicht nur die Zeugen des Geschehens (Unbekannte, Zivilisten, aber auch namhafte Autoren, politische Aktivisten), erschossen oder vergast, durch Folter, Schwerstarbeit, Winterkälte umgebracht wurden. Mit ihrer physischen Vernichtung war eben oft auch die Auslöschung ihrer schriftlichen und sonstigen privaten Dokumente einhergegangen. In einer besonders perfiden Engführung von Vernichtung unbekanntem Lebens und seiner privaten Zeugnisse im Fall der sogenannten »Auschwitzrollen«, jener Kassiber der

jüdischen Häftlinge des Sonderkommandos, die in den Gaskammern und Krematorien von Auschwitz zur Mitarbeit an der Vernichtung gezwungen wurden bis sie selbst der Vernichtung anheimfielen. Nur ein Bruchteil ihrer Rollen, wahrhafter Papyrii (post-ägyptisch), denen der »Jeremiasklagen« aus der hebräischen Bibel vergleichbar, ist, im Erdreich des Bodens hinter den Krematorien von Birkenau vergraben, erhalten geblieben. Der Rest wurde vermutlich von den Schatzgräbern nach jüdischem Eigentum, Schmuck, Geld, Juwelen, später als wertlos vernichtet.

4

Nicht nur ist das Archiv also häufig grau (wie alle Theorie, mit Goethes Faust gesprochen) aufgrund der lange verstrichenen Zeiten, nicht nur ist es »von der Asche des Umgebenden, des Verkohlten« durchdrungen, es ist auch gekennzeichnet durch »ein beständiges Fehlen«, wie Arlette Farge in ihrer Phänomenologie des Archivs ausführt. Das spärlich Erhaltene wirft ein Licht auf die ausdauernde Barbarei der Gewaltregime im Laufe der Menschheitsgeschichte. Die Lückenhaftigkeit der Archive gibt eine Vorstellung vom Furor des organisierten Verschwindens. »Die Barbarei steckt im Begriff der Kultur selbst«, schreibt Walter Benjamin in seinem Passagenwerk, das seinerseits durch den Verzweigungstod des verjagten Autors ein unfertiges Opus bleiben mußte, in seiner abgebrochenen Form und löchrigen Textur ein opus incertum und reticulum, dem römischen Mauerwerk aus Bruchsteinen, mit Mörtel verklebt, vergleichbar. So ist alle Archivarbeit und kann es nur sein, eine Archäologie, die sich im besten Fall einer Tiefenrecherche um Ausgrabung, Aufklärung bemüht und ihrerseits eine Rekonstruktion sein muß, bedingt durch die »schwierige Materialität« (Farge) der Archive. Entdeckung des tief Verborgenen im Gespür für die Lücken ist ihr eigentliches Geschäft. Das heißt aber, wir alle schweifen nur durch Trümmer des Überlieferten, spärliche Reste, geleitet höchstens von der Ahnung von einem Gesamtzusammenhang, der immer nur andeutungsweise zu erfassen ist und nie ein vollständiges Wissen ergibt. Und was, fragt sich, wurde denn insgesamt aufgezeichnet? Was von dem Erhaltenen läßt sich zur Aussage formen? Von dieser Fragestellung aus geht es weiter zur prinzipiellen Frage nach der Katastrophe der Archive oder der Katastrophe, von denen die Archive Zeugnisse sind und die sie immer nur teilweise abbilden können. Wir wissen nur, daß die seit den frühesten Tagen Griechenlands immer wieder verloren gingen, so beim Ansturm der Perser auf Athen das Zentralarchiv der Polis, beim großen Brand die Bibliothek von Alexandria, die das gesammelte Wissen der alten Mittelmeerwelt enthielt, nach der Einschätzung der Zeitgenossen. Die Frage also nach der Verlässlichkeit von Erinnerung unter den fortgesetzten Bedingungen einer Politik der verbrannten Erde.

Ich gebe zu, das mag weitgespannt sein. Aber hier kommt nun Goethe zu Hilfe. Gegen

Ende seines Lebens eröffnet er eine Perspektive allen Menschenlebens, im Buch des Unmuts (*West-östlicher Divan*), indem er rhetorisch weit ausholt: »Wer nicht von dreitausend Jahren / Sich weiß Rechenschaft zu geben, / Bleib im Dunkeln unerfahren, / Mag von Tag zu Tage leben.« Ich habe das Zitat noch nie verwendet (auch Zitate verbrauchen sich). Aber dies eine, langezeit aufgeschoben, kann als Maxime gelten. Was es heißt: von Tag zu Tage zu leben, haltlos in den Vernichtungstürmen der Zeiten, ist mir früh als Schrecken in die Glieder gefahren. Nein, so wollte ich nicht leben, und denke noch immer, es geht vielen so: wer will das schon?

Ich bin von mir ausgegangen, aber um mich geht es hier nur am Rande. Ich bin nur einer, der schreibt und sein Geringes an Lebenszeit gelegentlich für Recherchen in den Archiven nutzt (übrigens viel zu selten). Der den Begriff Archiv über alle Vorstellung hinaus faßt, auch Bilder, ungesuchte, gesuchte, ihm zugeflogene, gehören dazu, Photographien, Postkarten, Zeitungsausschnitte, der Abfall der Flohmärkte und das Gold der Antiquariate, Material aller Art, Schriftliches ebenso wie Bildliches. Einer, der sich oft in Fundstücken verlor, von früh an zu träumen begann in den Lesesälen. Einer, der die Leihfristen leicht verstreichen ließ und nur noch selten seine Benutzerkarte für eine der Bibliotheken erneuert. Einer, der kreuz und quer durch Europa reist, sich auf Konferenzen und Podien herumdrückt, selbst nur ein Cursor auf wechselnden Bildschirmen, mittlerweile zumindest ein Name auf einigen dutzend Buchtiteln. Und der sich eines Tages selbst in den Archiven wiederfand als Forschungsgegenstand.

[Fortsetzung folgt.]

Durs Grünbein